

Prolog

Nenne mich Marie. Ich bin keine von den Anderen. Die Anderen waren zu einer anderen Zeit. In der anderen Zeit war das Land ein anderes Land und noch eines. Wir sind Wenige. Die Anderen waren viele. Die Anderen glaubten, sie wären die von Morgen. Wir treffen uns mit ihnen am Schnitt ihres nicht-kommenden Tages, dort, wo er an unseren nicht-vergangenen stößt. Wir sind aus den Anderen gemacht. Wenn wir uns umdrehen, würden wir die von Morgen sein und das Heute hinüber tragen. Wir aber schauen zurück. Täten wir es doch nur im Zorn! Dann könnten wir uns bald drehen. Hinter uns der Zorn dann, und vor uns die Hoffnung.

Ich verlasse das Dorf. Heute noch, gleich.

Das Haus meiner Eltern hat ein Blumenfenster, welches hoch und breit den roten Klinker durchbricht. Im Blumenfenster gibt es keine Blüten. Nur Grünpflanzen hat es dort. Die werden von künstlichen, blauen Sonnen beschienen. Jede Sonne hat einhundertdreißig Watt. Sieben Sonnen beleuchten die grünen Pflanzen und warten vergebens auf das Bunt von Blüten.

Ich gehe in die Stadt. Ich werde dort leben. Die Stadt ist groß, die Stadt ist nicht fern, die Stadt ist nicht nah. Die Stadt ist bunt und grau und laut und sie schläft nicht. Das Dorf schläft immer. Nur die Pflanzen unter den blauen Kunstsonnen schlafen nie, hier im Dorf, im Haus meiner Eltern, im Blumenfenster. (...)

Am Freitag fahre ich nach Althause. Bis zum Freitag sind es noch drei Tage. Drei Tage, die ich durch die Stadt streune. Einmal verfare ich mich auf dem Weg nach Neuhause. Ich steige am Check-Point-Charlie aus. Kochstraße heißt die Statition. Vom Checkpoint laufe ich die Friedrichstraße herunter Richtung Unter den Linden. Überall teure Geschäfte. An der Ecke zu den Linden könnte ich mir einen Bugatti kaufen. Vorher schon Designerkoffer und Houte-Cuture. Das alles ist nicht meine Welt. Vielleicht bis auf den Espresso im Cafe Einstein, der mich aufwärmt.

Und dann weiter zum Prenzlauer Berg. Rumlaufen dort. Alles Turm hier. Ein ganzer Kiez voll Turm. Jedes renovierte Haus: Turm. In jedem reovierten Haus: Die Türmer. Oberärzte, Manager, Universitätsdozenten, Rechtsanwälte, Schriftsteller. Tell me, man, tell me. Kein Vulkan mehr. Straßenbelag aus harter Lava, Abgründe überall, weich, moderig schon. Turm an Turm. Mittel hier alles auch. Tut aber großbürgerlich. In den Gesichtern, Ruhe und Rechthaben. In den Herzen ... man mag nicht fragen, nicht wissen wollen. In den Köpfen: TAZ und Tagesspiegel.

Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zu gewandt. Linker Hand mag niemand die Hand für die Zukunft ins Feuer legen.

Aber alles bunt jetzt hier. Dabei bekennt niemand Farbe.

Keiner mehr da, von denen, die hier die kleine Flucht aus dem DDR-Grau versucht haben. Wir sind ein Volk. Oh ja, wir sind ein Volk, und was für eines. Prenzlauer Berg. Holzspielzeu gläden. *Bestimmt* tanzen hier Waldorfschüler auf dem Parkett der elterlichen Wohnung. *Bestimmt* für eine Zukunft zwischen Hedgefonds und Bioläden, zwischen friedensschaffenden Maßnahmen und Menschenketten. Dreißigjährige Paare. Mir ist alles sushi. Und alle, die mit mir umher gehen, in den Turmschluchten der Gründerzeithäuser (History repeating, Ihr Propellerheads): Leger aber teuer gekleidet. Fahrradfahrer auf Fahrrädern, für deren Preis man in Marzahn vier Monate lang Miete und Nebenkosten zahlen könnte. Und Ökoläden allenthalben. Und Straßencafés. Zum Kotzen ist das. Die beschissene Gentrifizierung, diese Vertreibung. Dieses Intellektuellenschickimickiviertelgehebe. Tell me, man, tell me. Sie haben nicht gewonnen. Nicht den Krieg jedenfalls. Nur eine Schlacht. Ein regionaler Erfolg, weltweit. Aber nur weil man auf die Fresse gefallen ist, muss man doch nicht gleich die Füße küssen, die sich einem vors Gesicht stellen. Plat du jour. Kostet für eine Woche Hartz IV. Jemand drückt mir ein Flugblatt in die Hand. Ein Infostand der Grünen. „Was macht der Hufeisenplan?“, frage ich. Ich sehen mich verständnislos an. Kollateralschäden der gesellschaftlichen Entwicklung. Erst kommt deren Moral und dann kommt das Kotzen. Kriegste umsonst von denen. Ist das Einzige. Aber die ziehen Dir noch

während Du vor Dich hin reierst Dein ganzes Viertel unterm Arsch weg. Machen sich alles schön. Die im Turm. Die schießen auf Proleten und Kleinbürger. (...)

Alt kommt die Stadt mir vor, die ich aus den S-Bahn-Fenstern sehe. Oder fahre ich durch eine falsche Zeit? Zurückgeworfen aus meiner in eine vorhergegangene? In meinem Haus, schon als ich die Haustüre öffne, der Geruch von Heimeligkeit. Aber in den Steinen der Wände, im Mörtel, unter den Tapeten, unter den Dielen, in den Zimmerdecken: Überall die Vergangenheit. Sie atmet, sie windet sich in die Gegenwart; sie ist nicht tot zu kriegen. Wer hat hier gelebt, vor fünfzig Jahren, vor sechzig? Wer hat dieses Gründerzeithaus trocken gewohnt vor 130 Jahren? Welche Familie hat hier vor Verzweiflung geheult, geschrien, welche rachitischen Kinder haben hier ihren Pseudokrapp in den Armutsdunst gehustet? Welche Frau ist hier, feucht noch alles um sie herum, schimmelig, giftig, Mutter geworden zum xten Male, wieviele Engelmacherinnen sind hierher gekommen, eine Seele vor dem Leben zu bewahren? Haben die Stiefel der SA die Stufen der Treppen mit lautem Tritt als Trommel des Hasses genutzt? Sind Türen aufgebrochen worden? Schlug man hier Männer tot, die nichts wollten, als Freiheit und Gerechtigkeit? Haben hier die Faschisten Jüdinnen und Juden aus dem Haus gezerrt, während der Progromnacht, während der Jahre dieser ungetünchten, ungeschminkten kapitalistischen Herrschaft?

Wer hat in meiner Wohnung gewohnt? Und wie sah die aus, als das Haus gebaut wurde? Wo waren die Wände damals? Oder war sie auch damals schon eine Einraumwohnung mit Küche? Hat dort jemand gewohnt, dessen Taten als waberndes Böses zwischen den Wänden hängen? War es ein Denunziant? Einer, der seine kommunistischen, sozialdemokratischen, seine jüdischen Nachbarn verriet bei der Gestapo? Oder wohnte hier einer, der verraten wurde. Einer, bei dem es klopfte nachts um halb vier? Einer dem sie die Zähne schon auf der Treppe ausschlugen, den sie nach Auschwitz schafften zum Sterben oder der totgeschlagen wurde schon hier, in diesem Berlin. Und der Totschläger, war der hinterher wieder Schutzmann oder Lehrer, Steuerbeamter oder Straßenbahnschaffner, saß der in irgendeinem

Parlament in Westberlin oder Westdeutschland? Hat der große Reden geschwungen? Saß der vielleicht wieder zu Gericht unter Adenauer über die Kommunisten und sperrte die Geschundenen, die ein paar Jahre vorher von ihm und seinen Konsorten geprügelt worden waren noch in den Konzentrationslagern, nun wieder in Einzelhaft, in dieser durch das Make-up des Demokratismus verkleideten Republik West?

Da greifen Hände aus meinen Wänden, greifen Hände aus meinen Wänden, greifen Hände aus meinen Wänden, greifen nach mir. Sie schütteln mich. Wach auf! Wach auf! Wir sind noch da! Wir gehen nicht weg! Nicht die einen Wir, welche die anderen Wir getötet haben. Nicht die anderen Wir, die gestorben sind für das Ende des Sterbens. Nicht die Wir, welche die Trockenwohner ins Haus holten, die Kinder mit den kranken Lungen, die Mütter mit den eingefallenen Wangen, die Väter mit den tränenden Augen. Und nicht die Wir, die nur die Wahl hatten, hier krank zu werden oder unter den Brücken. Sie alle sind hier. Sind in den Wänden.

Ich kann sie spüren, ich kann sie hören. Nein, nicht, als hörte ich Stimmen in meinem Kopf. Ich kann sie hören, wie ich Bücher beim Lesen reden höre, wie man eine Erinnerung reden hört. Denn sie sind Erinnerungen: Erinnerungen an die Topografie des Terrors, an Gelesenes und Erzähltes, an Gedenktafeln und Stolpersteine, an die Tafel vor der *Kastanie*. Sie sind die Stimmen in meinen Wänden, geboren aus meinen Erinnerungen an Erinnerungen, aus dem Bild der Kinder im KZ. Aus den Schilderungen von Auschwitz. Aus den ausgezehrten, den verhungerten Leibern, aus den Gebeinen der Toten, aus den Aschen, aus den Schreien der Gemarterten, aus den Schreien der vergewaltigten und dann totgeschlagenen Frauen, aus dem Schmerzensgeheul derer, denen sie die Arme auskugelten mit extra entwickelten Vorrichtungen. Erinnerungen aus der Schilderung des Gestankes verbrennenden Menschenfleisches, aus den Schilderungen des Wahnsinns in den Augen der Häftlinge und der deutschen, preußischen Tötungssachlichkeit der Wärter, der SS-Männer und der Nazi-Weiber, die Aufsicht führten über die Tötungsmechanerie, als wäre es die Aufsicht über eine Straßenkreuzung in Berlin. Korrekte Mörder, vorschriftsmäßige Folterer. Die wenigsten von ihnen klinische

Sadisten, die wenigsten pathologische Mörder. Aber jeder und jede von ihnen für Mord, Vergewaltigung, Folter und Qual, für jedes Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu gebrauchen. Wenn es nur einen Befehl gab dazu, eine Ordre.

Aus den Bildern von Auschwitz ist meine Erinnerung gemacht: Aus dem Bild des SS-Manns, glänzend die schwarzen Schaftstiefel, sauber die schwarze Uniform, der ein Kind von der Hand der Mutter nimmt; das Kind, ein Jahr alt oder zwei mag es sein - packt er an den Beinen und dann schlägt er den Kopf des Kindes gegen eine Wand, schlägt den kleinen Kopf an die Wand, immer wieder, bis der Schädel aufplatzt und dann legt er dieses tote Kind - blutig ist es, das Gehirn quillt aus dem, was ein Kopf einmal war, der ein Gesicht einmal hatte, und das Gesicht konnte lachen – dieses Kind legt der Mutter wieder in die Arme, und die kann nicht einmal schreien. Nicht mal das kann die dann noch. Und der, der das tat, der ist hinterher wieder wer in jener gottverdammten BRD. Die Mutter aber, die war schon tot da, schon tot noch bevor sie in das Gas getrieben wurde in dieser Tötungsanstalt, deren Mörder auch Steine wurden im Fundament des Staates, den man mir nun gegeben hat, auch mir geben hat, als meinen, ohne mich zu fragen. Und den ich achten soll nun. Aber ich kann ihn nicht achten. Verachten nur kann ich ihn. Ihn und sein Fundament, welches er nicht los wird, nicht in neuen tausend Jahren, nach den tausend, in denen die Steine gebrannt wurden, die so viel tragen, von den bunt angemalten Mauern des Staatshauses, in denen das Kind geschlagen ward mit dem Kopf an die Wand.

Und die Skrupellosigkeit ist so fest eingemauert in dieses Fundament, dass sie gar nicht aus den Mauern herausgeschlagen werden kann. Und es düstet aus dem Staatsfundament und hinein in diesen Staat: das Alte, das Nichtvergangene und dient auf vielfältige Weise, macht Kriege möglich mit sich selbst als argumentativen Grund, wie den gegen Jugoslawien. Oder wie den in Afghanistan. Ein hartnäckiger Krieg ist er. Ein guter Krieg für die westlichen Krieger. Ein Krieg ist das, in dem man neue Waffen ausprobieren kann und ihre letale Wirkung. Noch immer läuft dieser Krieg. So ein guter Krieg ist das! Läuft und läuft. Und auf den Ostermärschen, da laufe ich mit ein

paar Jungen neben den Alten. Nicht viele zusammen. Nicht so viele, dass wir diesen Krieg stoppen könnten.

Lutz hat mir eine Karte geschrieben: „Freue mich auf Dich und Berlin!“. Auf der Karte: Ein herbstlicher Baum, die Blätter bunt. Dahinter ein abgeerntetes Feld. (...)